

Johano Strasser: Europa auf der Suche nach sich selbst

Mitten in den gewaltigen Umwälzungen, die ausgehend von der Revolution in Frankreich am Ende des 18. Jahrhunderts ganz Europa ergreifen, schreibt Friedrich von Hardenberg, genannt Novalis, seinen Essay *Die Christenheit oder Europa*. Hier entwickelt der Dichter seinen Traum von der Versöhnung des Alten mit dem Neuen unter dem Dach einer erneuerten christlichen Kirche, „die alle nach dem Überirdischen durstige Seelen in ihren Schoß aufnimmt und gern Vermittlerin der alten und neuen Welt wird“. (Novalis 1956, S. 107) Es handelt sich bei diesem Text nicht, wie oft unterstellt worden ist, um eine rückwärtsgewandte Verklärung des Mittelalters. Was Novalis sich vorstellt, ist vielmehr eine Synthese: „hier die Andacht zum Altertum, die Anhänglichkeit an die geschichtliche Verfassung, die Liebe zu den Denkmalen der Altväter und der glorreichen Staatsfamilie, und Freude des Gehorsams; dort das entzückende Gefühl der Freiheit, die unbedingte Erwartung mächtiger Wirkungskreise, die Lust am Neuen und Jungen, die zwanglose Berührung mit allen Staatsgenossen, der Stolz auf menschliche Allgemeingültigkeit, die Freude am persönlichen Recht und am Eigentum des Ganzen und das kraftvolle Bürgergefühl.“ (Novalis 1956, S. 106)

Gewiß, die Emphase, mit der Novalis „eine große Versöhnungszeit“ verkündet – „sie wird, sie muß kommen“ -, können wir nach all den barbarischen Schlächtereien, die Europa seitdem erlebt hat, nach all den Demütigungen und Verwüstungen, die Europäer in aller Welt an-gerichtet haben, nicht mehr teilen. Daß die anderen Weltteile auf „Eu-ropas Versöhnung und Auferstehung“ warten, „um sich anzuschließen und Mitbürger des Himmelreichs zu werden“, wer wagte es heute noch, einen solchen Gedanken zu denken, geschweige denn ihn aufzu-schreiben? Und doch ist eines an diesem Text für uns Heutige nach wie vor interessant: dass er nämlich Europa in erster Linie als geistige, als kulturelle Einheit begreift, dass er auf die Kraft der Synthese setzt und allen imperialistischen Eroberungs- und Beherrschungsgelüsten eine Absage erteilt.

Europa, der zerklüftete westliche Rand des alten eurasischen Kontinents, war schon immer mehr Idee als harte, kompakte Realität. Nach Osten hin sperrangelweit offen, nach Süden mit Leichtigkeit das

Mittelmeer überspringend, war Europa von Alters her vielen fremden Einflüssen ausgesetzt. Europa konnte sich gar nicht abgrenzen, ihm blieb nichts anderes übrig, als das Fremde in sich aufzunehmen und aus vielen verschiedenen Quellen seine eigene Kultur zu formen. Was am Ende dabei herauskam, die europäische Hochkultur „von Shakespeare bis Benz, Mozart bis Curie, Strindberg bis Einstein, von Dürer bis zu den Beatles“, schreibt Matthias Greffrath in der ZEIT vom 9. Nov. 2000, ist heute „globaler Menschheitsbesitz“, nichts spezifisch Europäisches also, worauf man sich, wenn es um unsere Identität geht, berufen könnte. Längst ist auch das Christentum, auf das sich Novalis noch beziehen konnte, nicht mehr die große Klammer, von der her sich Europa als Einheit verstehen ließe.

Was also ist Europa? Wer heute diese Frage stellt, provoziert leicht hitzige Antworten, die alle darauf hinauslaufen, Europa zu begrenzen, zu sagen, was es nicht ist, was nicht dazu gehört: die Türkei zum Beispiel, oder Russland oder die Ukraine, Rumänien, Bulgarien, Serbien... Wenn wir wissen wollen, wer wir sind, ist Abgrenzung immer noch unser erster Reflex. Aber das Andere, das Fremde, gegen das wir uns abgrenzen, ist zumeist längst Teil unseres Selbst. Wer Europa als das christliche Abendland meint neu begründen zu können und *deshalb* die mehrheitlich islamische Türkei aussperren möchte, der sollte sich an den Reichtum der europäisch-islamischen Kultur in Spanien erinnern oder sich nur einmal in den Berliner Stadtteilen Kreuzberg oder Neukölln oder in der Banlieue von Paris oder in Finsbury Park im Norden Londons umsehen. Und wer, die Teilung des Römischen Reiches für einen Fingerzeig Gottes nehmend gar die byzantinisch geprägte Orthodoxie zum Nichteuropa erklärt, der müsste konsequenterweise nicht nur die Wiege Europas und das Ursprungsland der europäischen Demokratie, Griechenland, ins Außen verbannen, sondern auch einen Großteil dessen, was Venedig oder Ravenna zu so faszinierenden europäischen Städten macht: das Werk byzantinischer Architekten und Künstler, zum Teil im Zuge des Vierten Kreuzzugs aus dem eroberten Konstantinopel zusammengeraubt wie die Pferde am Markusdom in Venedig. Und erst recht Russland, das mit seiner Literatur – Puschkin, Gogol, Dostojewski, Turgenjew, Tschechow, Tolstoi, Babel –, seiner Malerei – Kandinsky, Chagall – und seiner Musik – Rachmaninoff, Rimski-

Korsakoff, Tschaikowski – den europäischen Bildungskanon so sehr bereichert hat.

Vielleicht wäre es da doch besser, europäische Reinheitsgebote nur auf Bier und Wein und andere Nahrungsmittel anzuwenden und sich ansonsten damit abzufinden, dass es den einfachen Weg zur europäischen Identität über die Ausgrenzung und Abstoßung des Anderen nicht gibt

Was aber ist Europa dann, wenn seine Grenzen so schwer bestimmbar sind? Was auch den meisten Europäern bisher nicht in den Kopf will, ist, dass Europa keine Gegebenheit ist, sondern eine Aufgabe, dass wir Europäer selbst aufbauend auf den vielfältigen Traditionen und Institutionen der europäischen Völker, nach Maßgabe unserer historischen Erfahrungen entwickeln müssen, was Europa sein soll. Wir müssen entscheiden, welche der vielen Gestalten und Selbstdeutungen, die Europa in seiner langen Geschichte angenommen hat, für die Zukunft prägend sein soll, an welche Traditionen wir anschließen und auf welche kulturellen Ressourcen wir zurückgreifen wollen, um die Zukunft Europas zu bauen.

Freilich sind diese Traditionen lange nicht mehr allen Europäern bekannt, sei es, weil sie ihnen in der Schule und der Hochschule nicht mehr vermittelt wurden, sei es, weil sie sich bewusst von ihnen abgewandt haben. „Viele Europäer“, schreibt Manfred Fuhrmann in seinem Buch *Der europäische Bildungskanon*, „sind seit einiger Zeit – teils aufgrund ihrer Erfahrungen mit der eigenen jüngsten Geschichte, teils aus Bewunderung für die Vereinigten Staaten von Amerika – auf der Flucht vor sich selbst.“ (Fuhrmann 2004, S. 232) Aber so etwas wie europäische Identität, die entscheidende Voraussetzung dafür, dass aus der EU je eine wirklich konsistent handlungsfähige Einheit werden kann, ist ohne vermittelnde und integrierende Instanzen nicht zu haben. Auch darum ist die Beschäftigung mit der europäischen Tradition, mit den die europäische Geschichte prägenden kulturellen Beständen von höchster Wichtigkeit. Bildung in diesem umfassenden Sinn allein schafft kulturelle Identität, und diese ist das entscheidende Bindemittel, das dem Zerfall und der Ohnmacht Europas entgegenwirken kann.

Für die erste Generation der Europapolitiker nach 1945 war Europa vor allem eine Friedensordnung. Die eigentliche Leistung Europas sahen sie darin, dass nach zwei Weltkriegen aus *Erbfeinden*

Kooperationspartner wurden. Aus diesem Blickwinkel ist die Osterweiterung, die zehn neue Staaten aus dem einst sowjetischen Machtblock in die EU führt, ein Triumph europäischer Friedenspolitik. Friedenssicherung durch Kooperation, durch die Schaffung von immer Feldern, auf denen ehemalige Gegner gemeinsame oder sich ergänzende Interessen verfolgen, das ist in der Tat ein Konzept, das auch über Europa hinaus Immer mehr an Bedeutung gewinnen könnte.

Andere betonen eher die Tradition einer Einhegung des Marktes durch Kriterien sozialer und ökologischer Vernunft. So ist für Franz Josef Radermacher das, was Europa von anderen Großregionen unterscheidet, die Orientierung auf das Projekt der *ökosozialen Marktwirtschaft*.

Für Matthias Greffrath ist die *differentia specifica* Europas die sozial-staatliche Zählung des Kapitalismus, die Tatsache, dass hier in Europa kulturelle Vielfalt und soziale Gleichheit zusammengedacht werden, auch so selbstverständlich erscheinende Dinge wie die „Sauberkeit unserer Städte mit ihren Bädern und Konzertsälen, die Schönheit unserer Dörfer, die Verlässlichkeit der Wasserversorgung, der Fahrpläne und der Müllbeseitigung, die unentgeltliche Bildung“, kurz: Dinge, die in Europa den meisten Menschen als normal oder zumindest als ihnen zustehend erscheinen, die in anderen Weltgegenden aber, in Asien, Afrika und Lateinamerika, zum Teil auch im reichen Nordamerika geradezu utopisch anmuten.

Ist es das, was die Europäer zu verteidigen hätten gegen die amerikanische Version der Globalisierung und ihre trojanischen Pferde in Teilen der Europäischen Kommission?

Michel Albert hat vor Jahren mit seinem Buch *Kapitalismus contra Kapitalismus* diese Front markiert: der ‚rheinische Kapitalismus‘ mit seinen längeren Planungszeiträumen, seinem Pakt zwischen Kapital und Arbeit und seinen solidarischen Sicherungssystemen und dagegen gestellt der angelsächsische mit dem einseitigen Akzent auf ‚shareholder value‘ und radikalisiertem Wettbewerb. Für Albert gibt es keinen Zweifel, dass der ‚rheinische‘, der gezähmte Kapitalismus das bessere, das humanere System ist. Aber, so schreibt er, die rheinische Variante des Kapitalismus habe für die meisten Menschen heute „den Charme einer alten Jungfer aus der Provinz“. Dagegen wirke die „neoamerikanische“ ansteckend vital in

ihrer Vor- und Rücksichtslosigkeit. Alles deute darauf hin, dass sie auch in Europa immer mehr an Boden gewinnen. Kurz: Im Wettbewerb der Kapitalismen setze sich wahrscheinlich der schlechtere durch. (Albert 1992, S. 229 f.)

Müssen wir uns mit diesem ziemlich depressiven Fazit abfinden? So-lange sich die Europäische Union dem Diktat der einzig verbliebenen Supermacht, das die irreführende Bezeichnung ‚Washington Consensus‘ trägt, unterwirft und die Brüsseler Kommission – wie die meisten nationalen Regierungen in Europa auch – beflissen die amerikanischen Vorstellungen von Globalisierung exekutierte, ist wohl wenig Hoffnung. Aber ist es denn ausgeschlossen, dass die Europäer erkennen, dass Globalisierung im Sinne einer weltweiten Deregulierung und Ökonomisierung aller Lebensverhältnisse eine kulturelle Katastrophe bedeutet? „Für die USA“, sagt Ulrich Beck, „verschmelzen nationales Interesse und Globalisierung imperialistisch.“ (Beck/Wills 2000, S. 108) Warum aber sollten sich die Europäer, die erst durch die Schrecken zweier Weltkriege und blutige Aufstände in ihren Kolonien aus ihren eigenen imperialistischen Machträumen gerissen wurden, sich nun zu Erfüllungsgehilfen des amerikanischen Imperialismus machen?

Eine eigenständige Entwicklung Europas ist aber gar nicht möglich, wenn die Europäer sich dem WTO-Dogma des weltweit offenen un-regulierten Marktes unterwerfen. Auf dem offenen deregulierten Weltmarkt drohen auf Dauer die kulturellen und sozialstaatlichen Besonderheiten, die Europa von anderen Großregionen unterscheiden, den Zwängen der Standortkonkurrenz zum Opfer zu fallen. Horst Afheldt hat kürzlich in seinem Buch *Wirtschaft, die arm macht* in diese Kerbe geschlagen. „Das, was Europa heute als liberalisierter Wirtschaftsraum bieten kann, bietet schon der weltweite Liberalismus. Das, was der Liberalismus nicht bieten kann, Erhalt der Umwelt, soziale Sicherheit und Verteilungsgerechtigkeit, kann Europa bei allseits offenen Märkten aber auch nicht mehr bieten. Die ‚europäischen Interessen‘ lösen sich im allgemeinen Weltmarkt auf. Europa wird überflüssig.“ Seine Schlussfolgerung lautet: Europa muß seinen eigenen, notfalls auch mit Schutzzöllen gesicherten Markt bilden. „Abnabeln von der amerikanischen Führungsmacht wäre so eine wesentliche

Voraussetzung für den Prozeß der europäischen Einheitsbildung.“
(Afheldt 2003, S. 194 f.)

Daß dies nicht die einzig mögliche Schlußfolgerung bei gleicher Ausgangslage ist, zeigt Franz Josef Radermacher in seinem Buch *Balance oder Zerstörung*. Unter den gegenwärtigen Bedingungen einer WTO-dominierten Weltordnung, so Radermacher, seien die USA den Europäern überlegen, weil sie erfolgreicher das Falsche täten. Alles komme darauf an, die Rahmenbedingungen für die Weltwirtschaft so zu verändern, dass das bessere Konzept, die europäische Vorstellung einer ökosozialen Marktwirtschaft, sich auch tatsächlich durchsetzen könne. Radermacher schlägt zu diesem Zweck eine Doppelstrategie vor, bei der die Europäer glaubwürdig drohen, höchst erfolgreich das Falsche zu tun, um die Amerikaner dazu zu bringen, schließlich in Vertragslösungen zur intelligenten Reregulierung der Weltwirtschaft einzuwilligen. (Radermacher 2002, S. 250 ff.)

Die Frage ist nur, ob die Europäer die Klarsicht und Entschlusskraft aufbringen, sich auf die eigenen Füße zu stellen. Zwar gibt es durchaus einen Kanon von Werten oder wertbestimmten Anschauungen, die die meisten Europäer teilen, worauf nicht zuletzt Manuel Castells hingewiesen hat. In seinem dreibändigen Werk *Das Informationszeitalter* schreibt er: „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit; Verteidigung von Wohlfahrtsstaat und gesellschaftlicher Solidarität, stabilen Beschäftigungsverhältnissen und Rechten der Arbeiterinnen und Arbeiter; Sorge um die universellen Menschenrechte und die Not der Vierten Welt; neuer Nachdruck auf Demokratie und ihre Ausweitung auf Bürgerbeteiligung auf lokaler und regionaler Ebene; die Lebenskraft historisch/ territorial verwurzelter Kulturen, die häufig in der Sprache zum Ausdruck kommen und die nicht vor der Kultur der realen Virtualität kapitulieren. Die meisten europäischen Bürgerinnen und Bürger würden diese Werte vermutlich unterschreiben.“ (Castells 2003, S. 383) Aber die Übereinstimmung in den Werthaltungen muß noch keineswegs bedeuten, dass die Europäer zu einer konsistenten politischen Praxis fähig wären. Der neueste Irak-Krieg hat jedenfalls wieder einmal deutlich gemacht, wie weit die Europäer noch davon entfernt sind, eine eigene Position geschlossen und wirkungsvoll, notfalls auch im Konflikt mit den USA, zu vertreten. Zwar haben sich überall in Europa die Menschen

in großer Mehrheit gegen die Cowboy-Politik der Bush-Administration gestellt, so dass bei dieser Gelegenheit die gemeinsame Wertebasis und das demokratische Gesicht Europas in bisher kaum da gewesener Deutlichkeit sichtbar wurde. Aber es fanden sich dennoch genügend europäische Regierungen, die das amerikanische Vorgehen, sei es um kurzfristiger Vorteile willen oder aus Überzeugung, unterstützten und ihm so eine nachträgliche Teillegitimation verschafften. Auch ist nicht zu übersehen, dass die Faszination durch das amerikanische Modell und die amerikanische Lebensweise in den Ländern, die jüngst durch die Osterweiterung EU-Mitglieder geworden sind, noch ziemlich ungebrochen ist. Und so lange dies so ist, wird es nicht leicht fallen, die Notwendigkeit eines eigenen europäischen Weges ins 21. Jahrhundert begreiflich zu machen.

Es gibt einen Konkurrenzbegriff zu dem Europas: *der Westen*. In der Tat gibt es zwischen den Ländern Mittel- und Westeuropas und den USA und Kanada enge historisch-kulturelle Beziehungen. Was den Westen eint, ist die positive Haltung zur modernen wissenschaftlich angeleiteten Lebensweise, ist das Erbe von Humanismus und Aufklärung, sind Aktivismus, Individualismus und Rationalismus, die hohe Bewertung von Menschenrechten und Demokratie. Auch weniger imponierende Erscheinungen haben die Europäer mit den Verwandten jenseits des Atlantik gemein. Kaum etwas am us-amerikanischen Lebensstil, an der us-amerikanischen Trivialekultur, worüber gebildete Europäer die Nase rümpfen, das nicht Fleisch von unserem Fleische, nicht auf europäische Quellen zurückzuführen wäre! Ja selbst jene unappetitliche Mischung aus Sendungsbewusstsein und plattestem Egoismus, aus Naivität und Brutalität, mit der die USA so oft in Mittel- und Südamerika und neuerdings auch am Persischen Golf auftreten, ist uns Europäern aus der eigenen imperialistischen Vergangenheit nur allzu vertraut.

Auch jenseits des Atlantik hat sich das Europäertum zur Kenntlichkeit entwickelt. Das Andere, das uns nun von dort entgegenkommt, als unser Eigenes zu erkennen, ohne es darum gleich als verpflichtendes Modell, als unvermeidbares Schicksal hinzunehmen oder als Gipfel unserer Möglichkeiten emphatisch zu feiern, darauf käme es an.

Denn hier in Europa stellen sich dem europäischen Geist heute andere Aufgaben als jenseits des Atlantik. Europa ist einerseits Teil

des Westens, andererseits seit eh und je Brücke zwischen dem Osten und dem Westen. Auch in Zukunft wird Europa – im eigenen Interesse und im Interesse einer friedlichen Entwicklung der Welt – diese Brückenfunktion erfüllen müssen. Das allein markiert schon eine folgenreiche Differenz zu den USA. Dazu kommen andere Unterschiede. Ich meine nicht jene, die eine lange Reihe amerikanischer Autoren von James Fenimore Cooper über Walt Whitman bis zu Mark Twain im 19. Jahrhundert, nicht selten unter dem Applaus ihrer europäischen Kollegen, als Bausteine einer eigenen amerikanischen Identität herausstellten und auf die Susan Sonntag in ihrer Friedenspreisrede als eine Quelle auch der antieuropäischen Ausfälle in der Bush-Regierung hingewiesen hat: „Amerikanische Unschuld und europäisches Raffinement; amerikanischer Pragmatismus und europäischer Intellektualismus; amerikanische Tatkraft und europäischer Weltschmerz; amerikanische Unverdorbeneheit und europäischer Zynismus; amerikanische Gutmütigkeit und europäische Boshaftigkeit; amerikanischer Moralismus und europäisches Kompromißlertum...“ Ich meine vor allem die unterschiedlichen historischen Erfahrungen.

Seit mehr als zwei Jahrtausenden drängen sich die Völker in Europa auf engem Raum. Den Problemlösungstypus des *Go West!*, des Aufbruchs und Neuanfangs im vermeintlich leeren Raum, gibt es hier schon seit der Völkerwanderung nicht mehr. Wer hier gordische Knoten durchschlägt, statt sie zu lösen, befreit nicht, sondern zerstört. Mühsam haben wir über die Jahrhunderte hinweg lernen müssen, mit der Komplexität zu leben, die Interessen der jeweils anderen Seite mitzubedenken. Wir hier in Europa wissen, was *Strukturprobleme* sind und dass man sie nicht löst, indem man das Alte einfach abräumt und auf einer vermeintlichen tabula rasa einen Neubau beginnt. Europa ist der *historische* Kontinent par excellence. Wo immer wir tätig werden, haben wir es mit Hinterlassenschaften zu tun, mit einem Erbe, das noch nicht abgegolten ist.

Für Manichäer und ungeduldige Tatmenschen ist diese typisch europäische Befindlichkeit schwer verständlich und noch schwerer zu ertragen. Das vor allem ist der Hintergrund für die verächtlichen Äußerungen, die in den letzten Jahren aus den Kreisen um den amerikanischen Präsidenten Bush zu uns herüber drangen. Der den Republikanern nahestehende Politikwissenschaftler Robert Kagan hat die in den

USA verbreitete Sicht auf den Begriff gebracht: „Amerikaner sind vom Mars und die Europäer von der Venus“. Während die Europäer schönen Träumen nachhingen, packten die Amerikaner die Probleme an und lösten sie. Die Europäer, so Kagans Überzeugung, lebten in einer Kantischen Phantasiewelt ewigen Friedens, während allein die Ame-rikaner sich realistisch der Aufgabe stellten, in einer Welt Hobbes-scher Anarchie Ordnung zu schaffen.

Dass in solcher Polemik auch ein groteskes Missverständnis der Kan-tischen Position steckt, wie sie in der Schrift *Zum ewigen Frieden* zum Ausdruck kommt, ist für jeden Kantkenner klar. Kants Haltung in die-ser Grundschrift der modernen Weltinnenpolitik ist alles andere als überschießender Utopismus, sondern nüchterner erfahrungsgesättigter Realismus gepaart mit einem kräftigen Schuß Ironie. Wenn die Euro-päer im Kantschen Geist einer verbindlichen internationalen Rechts-ordnung das Wort reden, dann nicht, weil sie weltfremde Idealisten sind, sondern als Frucht jahrhundertelanger Erfahrung, in der die schmerzhafteste Erfahrung des eigenen Versagens eine wesentliche Rolle spielt.

Wenn es jugendliches Draufgängertum ist, das den amerikanischen Kapitalismus für naive Gemüter – und nicht nur für sie! – so attraktiv macht, dann sollten die Europäer ihre geschichtliche Erfahrung dage-gen setzen. Denn das haben die Europäer den Menschen der anderen Weltgegenden tatsächlich voraus: dass sie alle großen Irrtümer und Verbrechen schon begangen und die Strafe dafür am eigenen Leib er-fahren haben. Östlich von uns ist man immer noch damit beschäftigt, die geschichtlichen Fesseln des Despotismus und des Kollektivismus abzuwerfen und sich zur Moderne durchzuarbeiten. Westlich von uns, in den USA, erscheint die Erfolgsgeschichte von Freiheit und Wohl-stand so ungebrochen, dass das Bewusstsein für die Dialektik des Fortschritts noch kaum entwickelt ist. Nur Europa, das alte Europa, ist sich der unaufhebbaren Ambivalenz des Fortschritts bewusst, des Pre-kären, allzeit Ungesicherten von Freiheit und Zivilität.

Ist es unrealistisch zu hoffen, dass Europa mit diesem Pfund wuchert? Sind nicht gebrannte Kinder zumeist auch kluge Kinder? Leute wie Peter Glotz wittern hinter einer solchen Frage nichts als Defaitismus und schwächliche Selbstbespiegelung. Sich der amerikanischen Her-ausforderung zu stellen, heißt für ihn, es so zu

machen wie die Amerikaner. In der Wirtschaft, auf dem Feld der Kultur, in Bildung und Wissenschaft. Eine eigenständige Entwicklungsperspektive für Europa sieht er nicht; dazu ist er zu sehr technologischer Determinist. Entweder Europa geht den amerikanischen Weg, oder es wird eine „Region von Anwendern, ein kulturhistorisches Museum, eine wehmütige Erinnerung.“ (Glötz 1999, S. 235) Auch Glötz geht es um die Selbstbehauptung Europas. Aber das starke Europa, das ihm vorschwebt, ist ein ökonomischer, politischer und militärischer Machtfaktor, der das Entwicklungsmodell der USA übernimmt, um nicht zu ihrer Kolonie zu werden.

Solange die Weltwirtschaft so verfasst ist, wie das gegenwärtig der Fall ist, kann es sein, dass uns in Europa nichts anderes übrig bleibt. Dann wäre es aber töricht, einen solchen Kurs der erzwungenen Anpassung an das mächtige Falsche auch noch als „intelligente Modernisierung“ auszugeben. Hier liegt der eigentliche Fehler von Peter Glötz und all jenen, die das amerikanische Erfolgsmodell in den Himmel heben. Jeder, der sehen will, kann erkennen, dass die unter dem Druck der USA von der WTO diktierte Entwicklung die soziale Spaltung im Norden und im Süden vertieft, die Ausplünderung der Biosphäre beschleunigt und die Chancen für Demokratie und Zivilität sowie die Möglichkeiten des friedlichen Zusammenlebens auf der Erde schrumpfen lässt. Selbst wenn die Europäer, um zu überleben, vorübergehend das Falsche tun müssen, sollten sie an einer Vision der Weltordnung festhalten und diese auch zur Diskussion stellen, die auf sozialen Ausgleich und nachhaltige Ressourcennutzung orientiert ist und deswegen dem gegenwärtigen amerikanischen Modell – schon jetzt und erst recht auf Dauer – überlegen ist.

Wenn ich von Europa träume, dann stelle ich mir zuallererst eine Lebensweise vor, eine Lebensweise, die Tradition und Moderne, Sicherheit und Freiheit, Markt und Staat, kleinräumige Vielfalt und Menschenrechtsuniversalismus, Demokratie und Sozialstaatlichkeit, das ökonomisch Nützliche mit dem Eigenwert des Ästhetischen und Ethischen verbindet, in zweiter Linie eine Union freier und gleicher Staaten, im Innern föderalistisch und nach dem Grundsatz der Subsidiarität gegliedert und trotzdem nach außen handlungsfähig, eine Union mit einer demokratischen Verfassung und einem richtigen Parlament, einem gewählten Präsidenten und einer echten Regierung

statt einer bloßen Verwaltungsspitze und einer klaren Verteilung der Kompetenzen von den Kommunen, den Kreisen und Départements, den Ländern und Regionen über die einzelnen Staaten bis hin zur Union. Ich stelle mir vor, dass dieses Europa seinen eigenen Weg geht und dabei alle eurozentristische Überheblichkeit vermeidet, aber sein beträchtliches ökonomisches und politisches Gewicht nutzt, um an der Gestaltung der einen Welt gleichberechtigt mitzuwirken.

Eine Union mit einer demokratischen Verfassung, einem richtigen Parlament und einer echten Regierung statt einer bloßen Verwaltungsspitze – und trotzdem sollte dieses Europa kein „supranationaler Leviathan“ sein, kein bürokratischer Moloch, auch nicht ein den Vereinigten Staaten von Amerika nachgeschaffenes Großgebilde, schon lange kein „Reich“, sondern eine historisch neue Form der „Mehrbe-nendemokratie“, in der im kleineren Maßstab eingeübt werden kann, was einmal als Weltinnenpolitik seine Vollendung finden soll. „Europa“, hat Peter Sloterdijk in seinem Europa-Essay *Falls Europa erwacht* geschrieben, „wird das Seminar sein, wo Menschen lernen, über das Imperium hinauszudenken.“ (Sloterdijk 1994, S. 48) Vielleicht im Sinne dessen, was Manuel Castells einen „Netzwerk-Staat“ genannt hat. (Castells 2003, S. 354ff.)

Wenn er recht hat, dann werden wir auch darüber diskutieren müssen, welche Zuständigkeiten von der Brüsseler Kommission wieder an die Nationalstaaten und ihre Gebietskörperschaften zurückgegeben werden sollten, um dem wuchernden bürokratischen Zentralismus in der EU entgegenzuwirken. Dann sollten wir uns von der Umständlichkeit der europäischen Prozesse, von komplizierter abgestufter Kompetenzverteilung und lokalem und regionalem Eigensinn nicht erschrecken lassen, dann sollten wir der Versuchung widerstehen, Abkürzungswege einzuschlagen, die allenfalls zu einer Einheit führen können, die die eigentliche Stärke Europas zerstört: die Vielfalt kleinräumiger Lebensformen mit ihrer spezifischen kulturellen Produktivität, die kein hierarchisches Großgebilde je wird erreichen können.

Wenn wir Europäer, so träume ich, der Welt etwas zu geben haben, dann unsere aus schrecklichen Irrtümern und unendlichem Leid geborene Erkenntnis, dass nur komplexe Lösungen, nur Mischsysteme dem Leben angemessen, ‚konvivial‘ sind, wie Ivan

Illich sagen würde, dass wir um des Menschen und des Lebens willen dem Totalitarismus der reinen Prinzipien entgentreten müssen, heute vor allem dem des Marktes und der Ökonomie. Das können wir aber nur, wenn wir im Sinne einer Regionalisierung der Weltwirtschaft dem unregulierten weltweiten Freihandel Grenzen setzen, unseren Wirtschafts- und Kulturraum schützen und so die Fähigkeit zu politischer Gestaltung zu-rückgewinnen. Und natürlich setzt dies voraus, dass wir alte oder – im Falle der jüngst im Osten hinzugekommenen Länder – soeben erst wiedergewonnene nationale Souveränitätsrechte zugunsten einer kraft-vollen gemeinsamen Politik der Gemeinschaft aufgeben. In diesem Punkte hat die polnische Regierung, mit Abstrichen auch die spanische, in der Debatte um die Verfassung der EU keine gute Figur gemacht. Dennoch wird der eingeschlagene Weg fortgesetzt werden, wahrscheinlich, wie schon beim Euro, auf den besonders sensiblen Gebieten zunächst mit unterschiedlichen Geschwindigkeiten.

Geben wir es zu: nicht alles, was die Mehrheit der Amerikaner heute über uns Europäer denkt, ist falsch. Unerschütterliche Optimisten zu Beispiel sind wir zumeist nicht – wie sollten wir? – aber uns deswegen verächtlich des ‚Europessimismus‘ zu zeihen, verrät einen Mangel an Lebenserfahrung. Zuweilen haben wir Angst vor der eigenen Courage, wir zaudern, wir brauchen zu nahezu allem, was wir uns vornehmen, mehrere Anläufe, Selbstzweifel nagen an uns, sogar das ist wahr: Melancholie ist uns nicht fremd. Aber das heißt keineswegs, dass wir deswegen nicht zu leben verstünden, und schon lange nicht, dass wir un-glücklicher wären als andere. Wenn wir über so etwas wie Lebens-kunst verfügen, so bestehts sie nicht zuletzt in der Fähigkeit, mit Ironie die eigenen Widersprüche und Unzulänglichkeiten zu ertragen.

Unter den die USA zur Zeit regierenden Republikanern ist es in letzter Zeit üblich geworden, sich über das „alte Europa“ lustig zu machen. Schwächlich sei es, von greisenhafter Bedächtigkeit, wo es auf die rasch eingreifende Tat ankomme. Nun, nachdem die katastrophalen Folgen amerikanischer und leider auch britischer Forschung im Irak immer deutlicher werden und die absichtsvoll geweckten Illusionen von demokratischer Entwicklung und Befriedung der ganzen Region sich in nichts aufgelöst haben, können wir gelassen auf solche Angriffe reagieren. Die, die diese Vorwürfe

erheben, unterliegen offenbar derselben Fehleinschätzung, für die die Europäer in ihrer Geschichte so oft und so teuer bezahlen mussten: dass Macht ohne Legitimität sich auf Dauer stellen lasse, dass mit militärischer Überlegenheit allein ein dauerhafter Friede zu sichern sei.

Trotz des jüngst gemachten ersten Schritts hin zu einer Verfassung der Europäischen Union ist der Weg Europas heute keineswegs in allem klar vorherbestimmt. Wie soll Europa sich selbst verstehen? Welchem Entwicklungsmodell soll es folgen? Wieviel Zentralisierung ist mit Demokratie vereinbar? Welche Rolle soll Europa in der Welt spielen? Wer und was alles gehört dazu? Vielleicht ist es gar nicht schlecht, dass so viele Fragen immer noch oder wieder offen sind. Die Unge-duld, mit der viele heute die mühsamen Versuche Europas verfolgen, zu sich selbst zu finden, teile ich nicht. Wir haben ja soeben erst an-gefangen, unsere eigene Geschichte, ihre helle und ihre dunkle Seite, die vielen in der Literatur der Völker und Regionen aufbewahrten Er-fahrungen zu sichten, um zu entscheiden, was als Baustoff für die Zu-kunft taugt.

Das eine ist es, die politisch-institutionelle Seite Europas, seine auf der Rechtstradition des Humanismus, der Erklärung der Menschen-rechte und des Code Napoléon fußende Rechtsgestalt zu entwickeln, „damit aus der Union des Geldes eine Union der Politik, aus dem Europa der Märkte ein Europa der Menschen und aus dem Europa der Verträge ein Europa der Verfassung wird“, wie Frank Niess es in sei-nem Buch über die europäische Idee formuliert. (Niess 2001, S. 238) Hierin könnte zugleich ein wichtiger Beitrag zur Ordnung der Welt unter Prinzipien des Rechts bestehen. Das andere ist es, die Erinne-rung wach zu halten an die Schattenseiten der europäischen Geschich-te, an die Barbarei, die auch zu unserem Erbe gehört.

Nirgends ist sie anschaulicher aufbewahrt als in der Literatur der Völ-ker und Regionen. Aus der Literatur können wir lernen, dass wir Eu-ropäer keinen Grund zum Hochmut haben, dass es uns nicht ansteht, die Welt mit erhobenem Zeigefinger zu belehren. Unser Beitrag zur Debatte um die Neuordnung der Welt kann nur ein nachdenklicher sein, der sich aus selbstkritisch verarbeiteter Erfahrung speist, aber vielleicht gerade deshalb umso aufmerksamer zur Kenntnis genom-men wird. Dass Europa als eine notwendig

pluralistische Ordnung letztlich nicht ohne zivilreligiös verankerte Wertgrundlagen aus-kommt, erscheint mir ziemlich einleuchtend. Wenn dies aber so ist, dann wäre, wie dies Rolf Schieder fordert, unter Bedingungen reli-giöser Pluralisierung „eine europäische religiöse Kommunikations-struktur“, die nicht nur Christen, sondern auch Muslime und Juden einbezieht, eine wichtige Voraussetzung. (Schieder 2001, S. 210)

Und natürlich heißt dies dann auch, dass in der europäischen Verfas-sung ein expliziter Bezug auf das Christentum als Wertebasis nicht angemessen ist.

Zu meinem Traum von Europa gehört ein Bild, eine Szene, in der sich Vergangenheit und Gegenwart mischen, wie jene, die sich am Ende des Romans *Geschichte der Belagerung von Lissabon* von José Sara-mago findet, eine düstere Szene von Zerstörung und Mord, die ein Ende markiert, ein schreckliches Ende, und die doch, in ein melancho-lisches Licht getaucht, das Versprechen einer menschlicheren Zukunft enthält:

„Lissabon war genommen, Lissabon war verloren. Nachdem die Burg sich ergeben hatte, flaute das Blutvergiessen ab. Jedoch, als sich die Sonne zum Meer hin senkte, den klaren Horizont erreichte, war die Stimme des Muezzins der Hautmoschee zu hören, der ein letztes Mal von dort oben her rief, wohin er sich geflüchtet hatte. Allahu akbar. Ein Schauer überlief die Mauren bei dieser Anrufung Allahs, aber der Ruf hatte sein vorzeitiges Ende, ein Christensoldat, eifernder im Glau-ben, oder in der Meinung, ihm fehle zur Beendigung des Krieges noch ein Toter, hastete das Minarett hinauf, und mit einem einzigen Schwertschlag enthauptete er den Alten, in dessen Augen mit dem verlöschenden Leben ein Licht aufblitzte.

Es ist drei Uhr morgens. Raimundo Silva legt den Kugelschreiber bei-seite, erhebt sich langsam, die Handflächen gegen die Tischplatte ge-stützt, als hätten all die Jahre, die er noch zu leben hat, lastend sich plötzlich auf ihn gesenkt. Er tritt ins Schlafzimmer, das von einem Schein kaum erhellt, entkleidet sich leise, vorsichtig, möglichst ge-räuschlos, wünscht im Grunde aber, Maria Sara möge aufwachen, nur so, einfach, damit er ihr sagen kann, dass die Geschichte abgeschlos-sen ist, und sie, die ja doch nicht schlief, fragt ihn, Fertig, und er ant-wortet, Ja, fertig, Möchtest du mir sagen, wie es

endet, Mit dem Tod des Muezzins, Und Mogueime, und Ouroana, was ist aus ihnen ge-worden, Ich denke mir, Ouroana kehrt nach Galicien zurück, und Mo-gueime mit ihr, und bevor sie aufbrechen, finden sie in Lissabon eine dort verborgenen Hund, der sie auf der Reise begleiten wird...“

Raimundo Silva und Maria Sara, die nicht ohne Grund einen katholi-schen und einen jüdischen Vornamen trägt, Mogueime und Ouroana, der eifernde christliche Krieger und der alte Muezzin, dies ist das Per-sonal, mit dem mein Europa errichtet werden muß. Auf den Trüm-mern so vieler zerstörter Städte, auf Bergen von Leichen, aber mit der Kraft, der Zuversicht und Beständigkeit, zu der nur Liebende fähig sind, die durch die Hölle gegangen sind.

Zitierte Literatur:

Horst Afheldt, Wirtschaft, die arm macht. Vom Sozialstaat zur gespaltenen Gesellschaft, München 2003

Michel Albert, Kapitalismus contra Kapitalismus, Ffm und New York 1992

Ulrich Beck/Johannes Willms, Freiheit oder Kapitalismus, Ffm 2000

Manuel Castells, Das Informationszeitalter III: Jahrtausendwende, Opladen 2003

Manfred Fuhrmann, Der europäische Bildungskanon, Ffm 2004

Peter Glotz, Die beschleunigte Gesellschaft. Kulturkämpfe im digitalen Kapitalismus, München 1999

Robert Kagan, Power and Weakness, in: Policy Review 113/2002; zitiert nach Blätter für deutsche und internationale Politik, Hweft 10/2002

Frank Niess, Die europäische Idee. Aus dem Geist des Widerstands, Ffm 2001

Novalis, Die Christenheit oder Europa (1799), in: Novalis, ausgewählt und eingeleitet von Walther Rehm, Ffm u. Hamburg 1956

Franz Josef Radermacher, Balance oder Zerstörung. Ökosoziale Marktwirtschaft als Schlüssel zu einer weltweiten nachhaltigen Entwicklung, Wien 2002

Wulff D. Rehfus, Bildungsnot. Hat die Pädagogik versagt?, Stuttgart 1997

José Saramago, Geschichte der Belagerung von Lissabon, Reinbek 1992

Rolf Schieder, Wieviel Religion verträgt Deutschland, Ffm 2001

Peter Sloterdijk, Falls Europa erwacht, Ffm 1994

Susan Sonntag, Friedenspreis des Deutschen Buchhandels 2003. Dankesrede